

Spektrum Schweiz : Region Thurgau-Bodensee : das Kleinräumige als Chance

Autor(en): **Consoni, Beat / Friedli, Markus / Hasler, Thomas**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Werk, Bauen + Wohnen**

Band (Jahr): **88 (2001)**

Heft 5: **Im Fluss = Fluidité = Flux**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-65763>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Das Kleinräumige als Chance

Journal

Thema

Die Region Thurgau/Bodensee hat uns gerade deshalb neugierig gemacht, weil wir nur wenig über sie wussten. Landschaftlich ausserordentlich schön, war sie für uns eine Art Weisser Fleck auf der Karte der Architektur-geografie. Es interessierte uns, wie hier in dieser ausgesprochen ländlichen Region zwischen den Zentren Winterthur und St. Gallen unter den Bedingungen der «Provinz» Architektur entsteht. Und wie wahrscheinlich alle, die bisher an der Reihe «Spektrum Schweiz» mitgearbeitet haben, wurden wir bei der Arbeit positiv von der Vielfalt und der Qualität der Architektur überrascht. Die Auswahl war dementsprechend nicht einfach; mitverantwortlich dafür sind die Architekten Heidi Stoffel und Martin Schneider. Sie enthält auch einige Bauten, deren Lage aus planerischer Sicht eher problematisch ist. Gute Architektur kann zweifelhafte Planungen nicht rechtfertigen. Umgekehrt schmälern solche aber auch nicht die architektonische Qualität der Bauten. **m.t.**

Beat Consoni	Architekt in Rorschach seit 1980. Präsident des sia Thurgau
Markus Friedli	Kantonsbaumeister des Kantons Thurgau seit 1999, vorher Architekt in Schaffhausen und Basel
Thomas Hasler	Architekt und Autor, seit 1993 Architekturbüro in Frauenfeld, gemeinsam mit Astrid Stauer
Heidi Stoffel	Architekturbüro in Basel und Frauenfeld seit 1997
Martin Tschanz	Architekt, Architekturhistoriker und -kritiker in Zürich

44

Spektrum Schweiz

Service

Tschanz: Anders als noch vor wenigen Jahren scheint hier derzeit in Sachen Architektur eine ausgesprochene Aufbruchstimmung zu herrschen. Teilt ihr diesen Eindruck?

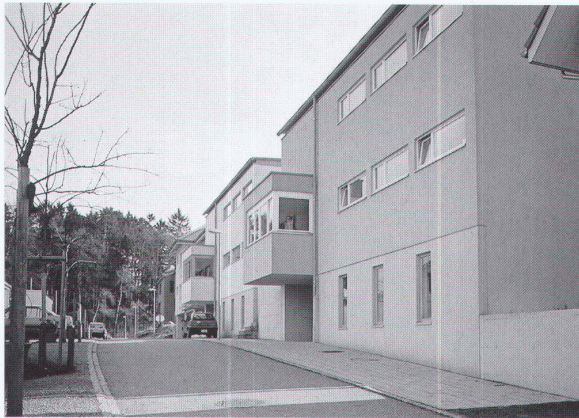
Hasler: Das scheint mir etwas hoch gegriffen. Es mag sein, dass der Einsatz des neuen Kantonsbaumeister erste Früchte zu tragen beginnt. Zudem bewirkt der Generationenwechsel bei den Architekten wohl gewisse Veränderungen. Man muss dabei allerdings aufpassen, dass man stilistische Wandlungen nicht gleich mit Qualitätssteigerungen verwechselt. Aber, wie der Volksmund sagt, «eine Schwalbe macht noch keinen Sommer». Trotz einzelner positiver Beispiele fehlt ein breites Bewusstsein für

die Notwendigkeit einer gewissenhaften und umfassenden Planung. Die städtische Baupolitik beispielsweise ist hier von kurzfristigen wirtschaftlichen und politischen Interessen dominiert. Es gilt der Grundsatz: Handeln statt denken!

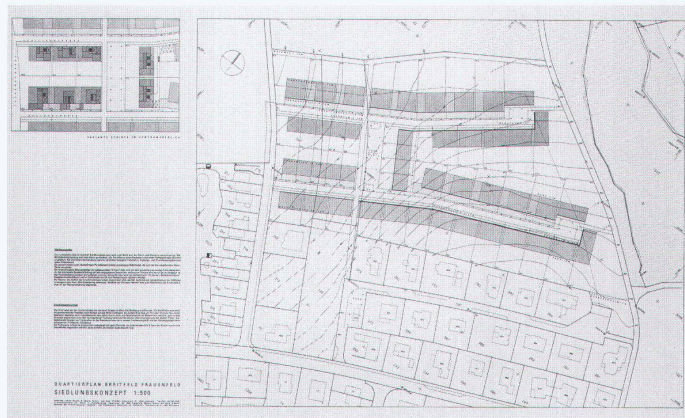
Consoni: Vorläufig haben wir mehr eine Aufbruchstimmung als einen tatsächlichen Aufbruch. Diesen zu initiieren, ist politisch sehr schwierig, immerhin gibt es aber viel versprechende Ansätze!

Tschanz: Der Kantonsbaumeister ist angesprochen...

Friedli: Im Thurgau arbeiten ohne Zweifel hervorragende und gute Architekten. Auf der einen Seite sind bestandene Fachkräfte am Werk, welche in den Sechziger-, Siebziger- und Achtzigerjahren eine



| 1



| 2

Kontinuität in der Architekturqualität sicherten. Eine mittlere Generation kann absolut auf bestem schweizerischem Niveau mithalten. Und dann verfügen wir erfreulicherweise auch über junge Architekten mit einem hohen Ausbildungsgrad. Diese zeichnen sich insbesondere durch ein sensibilisiertes Entwurfsverständnis in der Auseinandersetzung mit der Landschaft und dem See wie auch in der Haltung zum Ortsgefüge und zum historischen Kontext aus.

Es gilt jedoch zu berücksichtigen, dass zehn Jahre der Rezession hinter uns liegen, mit drastischen Folgen für die Region. Neue Erhebungen dagegen zeigen, dass der Thurgau ein Wachstumskanton ist. Die Region kann einerseits von ihrer Nähe zu Zürich profitieren, andererseits wirkt sich das neue Bewusstsein für die kulturelle Region Bodensee positiv aus.

Zudem setzt auch bei den Gemeinden allmählich ein Bewusstseinswandel zugunsten der Architektur ein, den wir unsererseits zu fördern suchen. Wir haben ein Fünf-Punkte-Programm zur Architekturpolitik formuliert, das eine verstärkte Öffentlichkeitsarbeit vorsieht und festhält, dass der Kanton mit seinen Bauten eine Vorbild-Funktion wahrnehmen soll; nicht zuletzt, indem er die Wettbewerbskultur fördert. Wichtig ist aber vor allem, dass wir Gemeinden und Körperschaften aktive Unterstützung anbieten, insbesondere bei der Vorbereitung ihrer Bauvorhaben über Wettbewerbe und Studienaufträge. Dieser Ansatz zeigt erste viel versprechende Resultate.

Tschanz: In dieser Situation müsste es für junge Architekten eigentlich sehr attraktiv sein, hier tätig zu werden. Trotz-

dem kehren viele nach dem Studium der Region den Rücken. Heidi Stoffel, du bist in Frauenfeld aufgewachsen: Weshalb bist du nicht in den Thurgau zurückgekehrt?

Stoffel: Wesentlich ist sicher das kulturelle Umfeld, das Zürich zu bieten hat und das man hier nicht findet. Zudem wäre es bis vor kurzem schlicht unmöglich gewesen, hier Fuss zu fassen, schon gar nicht von ausserhalb des Kantons aus. Das hat sich nun geändert: Gerade wir Jungen spüren die besagte Aufbruchstimmung sehr stark. Wir werden ins Wettbewerbswesen einbezogen, als Teilnehmer und als Juroren. Und es wird heute ein architektonisches Gespräch gepflegt, nicht nur unter Fachleuten, sondern auch in einer breiteren Öffentlichkeit. Aber ohne den Wechsel im Amt des Kantonsbaumeisters hätten wir kaum die Möglichkeit bekommen, hier mitzuwirken.

Beziehungen

Tschanz: Ich hatte das Vorurteil, dass das Kleinräumige der Region, das fehlende Zentrum und die Provinzialität auch eine Chance darstellen könnten: persönliche Kontakte, kurze, direkte Entscheidungswege, die Möglichkeit, direkt Vertrauen zu bilden. Es gibt ja Orte, wo sich solches überaus positiv ausgewirkt hat und durch ein lokales Handeln, durch eine Art Architektur von unten, erstaunliche Resultate erreicht worden sind. Gibt es hier solche Beispiele?

Hasler: Man muss differenzieren: Bezüglich der Entscheidungswege herrscht hier tatsächlich oft eine erfreuliche Situation. Die Bürokratie bildet keinen Hemmschuh, die Kontakte sind direkt. Wir haben mit Baubewilligungsverfahren für unkon-

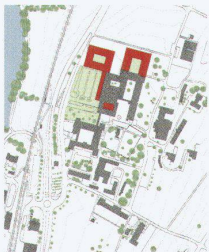
ventionelle Lösungen sehr positive Erfahrungen machen dürfen. Wenn du mit der Frage aber die Ressourcennutzung von lokalen Planern ansprichst, wie das beispielsweise in Vrin oder in Monte Carasso gespielt haben mag, dann sehe ich das hier kaum. Beziehungsnetze werden leider, wie übrigens andernorts auch, meistens von denjenigen Planern genutzt, die den transparenten Leistungswettbewerb scheuen. Gefragt sind bequeme Architekten, die zeichnen, was bestellt wird.

Tschanz: Aber auch gute Architektur ist ja nicht a priori unbequem!

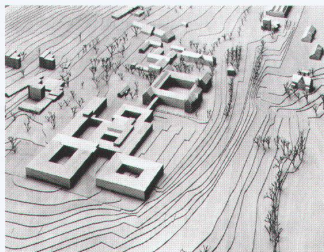
Hasler: Eigentlich nicht! Denn die Dinge richtig zu ordnen, würde die Abläufe an sich vereinfachen. So wären beispielsweise wohl überlegte Gestaltungspläne auch besser handhabbar.

Stoffel: Es geht vor allem auch um das Auftreten der Architekten, um ein gewisses Selbstbewusstsein. Wir sind tatsächlich nicht unbequem! Wir können genauso gut mit Finanzen und Terminen umgehen wie andere. Und als Mehrwert bieten wir zusätzlich noch spannende Architektur! Aber das müssen wir auch aktiv vermitteln. Und wir müssen uns aktiv in das Geschäft einmischen, wie die anderen auch.

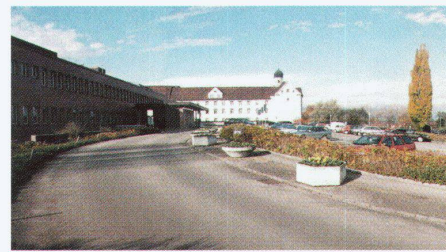
Hasler: Mit dem Mehrwert «Architektur» zu argumentieren, ist allerdings schwierig. Dafür fehlt ein allgemein akzeptierter Wertmassstab für Architektur, wie er bei anderen Künsten durchaus vorhanden ist, denken wir an die Musik, an die Literatur. Architektonische Bildung kommt ja an den Grundschulen nicht vor. Als Folge davon kann das Transportieren von architektonischen Argumenten in einer von Laien besetzten Baukommission



3



4



5

zur Knochenarbeit werden. Wenn der Bau fertig ist, wären die Grundlagen für einen nächsten gelegt. Aber bereits im Nachbardorf muss man mit der Bildungsarbeit wieder von vorne anfangen.

Das Image des Architekten in wirtschaftlichen Dingen ist sehr tief gefallen. Die Gründe hierfür kennen wir: Die Architekten sind daran nicht unschuldig, und die jüngere Generation tritt hier ein schwieriges Erbe an.

Consoni: Tatsächlich läuft das Bauen auch hier im Wesentlichen über Beziehungen, wobei Architektur oft nur eine untergeordnete Rolle spielt. Dasselbe geschieht auch unter den Architekten selbst. Oft wäre eine breiter abgestützte Architektur sinnvoll. Diesbezüglich ist der Architekturwettbewerb ein gutes Mittel. Ich kann mich an Zeiten erinnern, in denen in unserem Kanton vielleicht alle fünf Jahre ein öffentlicher Wettbewerb durchgeführt wurde. Das hat sich nun geändert, insbesondere durch die Neuordnung des öffentlichen Beschaffungswesens und durch die gute Beratung der Gemeinden durch den Kantonsbaumeister – und in naher Zukunft auch durch den sia. Man kann sich heute an verschiedenen Orten für Wettbewerbe anmelden und mit anderen Berufskollegen in Konkurrenz treten. Das ist eine grosse Hoffnung, auch für Jüngere.

Friedli: Das Kleinräumige des Kantons und die vielfältigen Beziehungsnetze haben durchaus Vorteile, die für mich spürbar sind. Wir werden heute öfters kontaktiert, weil es sich bei den Gemeinden herumgesprochen hat, dass das Kantonale Hochbauamt bei einem ähnlichen Problem gute Arbeit geleistet hat. Das ist ermutigend.

Ich bin auch oft bei den Gemeinden, um sie zu überzeugen, dass es für sie wichtig ist, ein hinsichtlich Architektur, Nutzung und Wirtschaftlichkeit optimales Projekt zu erarbeiten, und dass sie dazu ausgewiesene Architekten einbeziehen müssen. Man muss sich diese Zeit nehmen, um die positiven Erfahrungen weiterzugeben. Ich halte gerade diese Kultur, nämlich die Art, wie wir miteinander umgehen, für ausserordentlich wichtig. Es geht primär darum, ein gutes

Klima der Zusammenarbeit zu schaffen. Dabei spielt auch der sia Thurgau eine wichtige Rolle. Hier wird seit längerer Zeit ein guter Umgang unter den Kollegen gepflegt, und die Anliegen der Architektur werden nach aussen vertreten.

Regionale Besonderheiten

Tschanz: Gibt es Gemeinsamkeiten, welche die Architektur in dieser Region charakterisieren könnten?

Consoni: Ich glaube nicht, dass es hier eine besondere Architektur-Tendenz gibt. Es sind vielmehr einzelne Individualisten, die hier arbeiten.

Tschanz: Was hat es mit der Region Bodensee auf sich, von der ja oft die Rede ist? Wir haben in der Architektur kaum konkrete Spuren davon gefunden.

Consoni: Der Bodenseeraum besteht nicht nur aus den drei Ländern Schweiz, Deutschland und Österreich, sondern aus verschiedenen Landesteilen mit unterschiedlichen Traditionen und Sprachen. Die Rede ist heute vor allem von einem Wirtschaftsraum Bodensee, der in Standortkonkurrenz zu anderen Regionen tritt. Das treibt teilweise eher merkwürdige Blüten, wie bei einem Grossprojekt am Bodensee, wo von einem Investitionsvolumen von 1,3 Mia. Franken und von 13000 neuen Arbeitsplätzen die Rede ist. Die Architektenverbände BDA, sia, das Architektur-Institut Voralberg sowie die Fachhochschulen Konstanz und Winterthur haben aber ernsthafte Versuche unternommen, diese Wirtschaftsregion architektonisch und städtebaulich zu manifestieren, und haben entsprechende Ausstellungen und Vorträge organisiert.

Hasler: Ich halte die Region Bodensee für ein Konstrukt! Man kennt das Vorurteil über die Fachhochschule Konstanz mit ihrer Kultur der Schrauben und Winkelprofile. Da gibt es doch – unabhängig von Fragen der Qualität – eine grosse kulturelle Differenz. So liegen uns halt doch Zürich und Winterthur mit der ETH und der Fachhochschule näher.

Friedli: Werde ich nach den regionalen Charakteristiken gefragt, spreche ich gerne von der sanften Modulation der

Landschaft und vom Spektakulären des Unspektakulären. Es gibt hier eine ausgeprägte Kultur des Soliden, der handwerklichen Tradition und der Sparsamkeit im guten Sinn. Ich sehe immer wieder, wie repariert wird, wie an einem Haus nur gerade das ersetzt wird, was wirklich marode ist. So wurde beispielsweise hier in Frauenfeld die Hälfte der Holzschalung einer Scheune ersetzt, nur diese eine Hälfte, die in schlechtem Zustand war. Das ist eine spezifische Qualität.

Hasler: Ich fürchte allerdings, dass dieser sanfte Umgang mit der Substanz eher die Ausnahme ist. Meist wird eben nicht nur das Notwendige gemacht: Verglichen mit anderen Landesgegenden ist das Bewusstsein von der eigenen Kultur hier relativ schwach ausgeprägt. Der Thurgau liebt seine Dinge, seine Dörfer zum Beispiel, nicht wirklich.

Dörfer und Einfamilienhäuser

Tschanz: Im Architekturdiskurs und speziell in der Architekturausbildung an der ETH ist der dörfliche Kontext nicht gerade ein zentrales Thema.

Hasler: Nein – die Gastdozentin Sybille Heusser war an der ETH Zürich tatsächlich eine grosse Ausnahme, als sie im Dorf Märstetten projektieren liess.

Stoffel: In unserer Ausbildung wurden wir von der Tessiner Tendenz geprägt: Es ging um ein Bauen im urbanen Kontext. Wir mussten dann feststellen, dass sich diese Ansätze nicht einfach auf den Thurgau übertragen lassen. Zu Beginn glaubten wir, auch hier alles irgendwie befestigen und in prägnante Strukturen überführen zu müssen. Wir haben aber rasch gesehen, dass man andere Kriterien und neue Werte suchen muss. Mittlerweile schätzen wir natürlich die so charakteristische räumliche Offenheit und haben gelernt, damit umzugehen.

Consoni: Ich bin der Meinung, dass die Themen ähnlich sind, ob es sich nun um die Stadt mit ihrer Peripherie oder ob es sich um das Dorf handelt: Es geht immer um Raum und Struktur. Es gibt im Thurgau die unterschiedlichsten Siedlungsformen, von den Kleinstädten am See und im Hinterland mit ihren seit dem

3, 4, 5 | Diener & Diener, Entwicklungsrichtplan
Kantonsspital Münsterlingen, 2001.
Die Masterplanung, die in Zusammenarbeit
mit dem Kantonalen Hochbauamt Thurgau
entstanden ist, zeigt eine Vision des maximalen
Ausbaupotenzials und steckt damit den
Rahmen für mögliche kurz- und längerfristige
Erweiterungen ab. Sie benennt signifikante
Charakteristika, garantiert aber bezüglich
der Etappierbarkeit und der Chronologie der
Entwicklung grösste Flexibilität.

3 | Plan

4 | Modellfoto (Fotograf: Christian Baur)

5 | Aufnahme des Bestandes

letzten Jahrhundert von der Industrie geprägten Entwicklungen bis hin zu den Dörfern und Weilern. Alle bestimmen die bebauten Flächen gegenüber der nicht bebauten Landschaft. Sie sind nicht einfach chaotisch, sondern haben gewachsene Strukturen, welche die jeweiligen historischen Entwicklungen nachzeichnen. Es gibt dabei unterschiedlichste Ordnungen, die die Räume bestimmen. Sie sind dabei nicht grundsätzlich anders als in der Stadt, aber vielleicht ein wenig komplexer. Jedenfalls sind die ländlichen Gebiete genauso interessant, vielfältig und schwierig wie die städtischen Zentren mit ihren Agglomerationen.

Hasler: Es stellt sich im Umgang mit den Dörfern immer wieder die Frage, ob man sie «retten» will oder ob man die Unordnung akzeptiert. Veränderungen in der landwirtschaftlichen Produktion und das liberalisierte Raumplanungsgesetz erzeugen da einen enormen Druck auf das oft fragile Gefüge. Ich persönlich stamme aus einer ländlichen Umgebung. Deshalb habe ich einen ganz anderen Hintergrund als ein städtisch geprägter Mensch. Auch wenn ich dabei skeptisch bleibe, merke ich immer wieder, dass ich letztlich die Ordnung suche und die Strukturen festigen möchte. Aber man kann natürlich auch gerade den Bruch suchen!

Tschanz: Die Brüche in den Strukturen sind ja vielleicht weniger ein Problem, als die eher schleichenden Entwicklungen. Ich denke dabei an die Einfamilienhäuser. Man sieht, dass die Weiler einzelne Häuser problemlos integrieren können. Aber es scheint eine gewisse kritische Grösse zu geben, bei der ein Weiler oder ein Dorf zu einem trostlosen Einfamilienhausquartier mutiert.

Hasler: Wir haben uns mit dem Thema Einfamilienhausquartier auseinandergesetzt. Auch hier haben wir versucht, ordnend einzugreifen, weil für uns die mechanistische, mehr oder weniger quadratische Feldaufteilung unerträglich ist. Allerdings hat eine solche Planung mit dem Dorf eigentlich nichts zu tun. Man kann mit den blossen Satteldächern nicht die Idylle des Dorfes herstellen:

Die Baukuben sind zu klein, der öffentliche Raum hat eine andere Bedeutung usw. Versucht man die direkte Übernahme dörflicher Formen, so entsteht eine Pseudo-Verschmelzung, die bloss die alten Strukturen in ihrer Eigenart schwächt. Das Dorf und das Einfamilienhausquartier sind nicht zusammenzubringen.

Die Einfamilienhausquartiere sind andererseits auch nicht städtisch: Sie haben eine eigene Typologie, mit der man sich in der Architekturausbildung übrigens kaum auseinander setzt. In unserer Ausbildung spielte die Planung über das architektonische Projekt hinaus überhaupt nur eine völlig untergeordnete Rolle. Im Zusammenhang mit der «Peripherie-Ästhetik» glaubte man, nichts planen zu müssen oder zu sollen. Ich bin da inzwischen völlig anderer Meinung. Die einzelnen Formen spielen z. B. bei einem von uns entwickelten Quartierplan überhaupt keine Rolle, weder Dächer noch Fenster noch sonst etwas, sondern vielmehr die präzise Regelung von Baufeldern und Freihaltebereichen, Beziehungen zur Strasse und die Parkierung. Hier geht es um Fundamentales: um das Ordnen, um das Setzen von Strukturen. Mit architektonischen Formen allein ist hier nichts zu machen.

Friedli: Zum Thema solcher Planungen kann ich eigentlich nichts sagen, denn diese Fälle kommen bei uns kaum auf den Tisch. Das Hochbauamt ist ein reines Baufachorgan des Kantons. Nur in Ausnahmefällen sieht das Gesetz vor, dass das Hochbauamt im Bereich der Siedlungs- und Raumplanung beigezogen werden kann. Es wäre allerdings schon sinnvoll, unser Fachwissen auch hier vermehrt einbringen zu können. Andererseits ist unser Amt sehr klein, und im Moment sind wir mehr als ausgelastet!

Planerische Fragen

Tschanz: Am Bodensee gibt es zahlreiche Industriegebiete an bester Lage. Welche Möglichkeiten gibt es, die Umnutzungen, die hier anstehen, in gute Bahnen zu lenken?

Consoni: Diese Brachen haben mit der Geschichte zu tun: Der See war lange

Zeit primär Verkehrsweg und mit der Industrialisierung immer mehr auch Kloake. Seit kurzem wird er wieder als Wohnlage entdeckt. Deshalb sind die Dinge jetzt in Bewegung. Ich kenne einen Fall, in dem die Investoren in so einer Situation einen Wettbewerb organisiert haben und aus Rücksicht auf die lokalen Verhältnisse dazu gerade mal vier lokale Architekten eingeladen haben. Und niemand weiss genau, wie die Beurteilung zustande gekommen ist. So wird der Wettbewerb natürlich zum Alibi; er wird missbraucht. Es geht ja um wichtige Lagen, die den Rand des Sees definieren. Hier wäre eine grössere Öffentlichkeit angebracht und erwünscht.

Seitens des sia stellen wir nun eine Arbeitsgruppe zusammen, welche die Situation beobachtet und den Gemeinden in solchen Fällen Unterstützung anbietet. Vielleicht hätte aber auch das Kantonale Planungsamt gewisse Möglichkeiten einzugreifen. Aber die Autonomie der Gemeinden wird sehr gross geschrieben. Neue Einzonungen werden zwar sehr genau beobachtet, aber in solchen Fällen geht es ja «nur» um Umzonungen.

Hasler: Die Planungsfragen sind höchst relevant. Es besteht eine gewisse Gefahr, dass die Architekten von diesen wirklich bedeutenden und auch ökonomisch folgereichen Fragen ausgeschlossen bleiben.

Tschanz: Damit sind wir längst bei Problemen angelangt, die keineswegs Thurgau-spezifisch sind: Das ist unvermeidlich, denn wahrscheinlich sind die Gemeinsamkeiten der Architekturkultur in den Regionen der Schweiz doch mindestens so gross wie die Unterschiede. Ich danke für das Gespräch!